

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mannigfaltiges

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

es haben, sag' ich Dir." — „Es ist eine Ungerechtig-
keit.“ — „Ha! Bagst Du es, von einem königlichen
Sbirren übel zu reden? Fort, ins Gefängniß!“ —
„Sie sollen das seidene Tuch haben, Excellenz.“ —
„Wie willst Du aber den Dffizier wiederfinden?“ —
„Er ist nach der Strada de Foria gegangen, wo er ei-
nen Besuch macht. Ich werde hingehen und an der
Thür auf ihn warten.“

Der Lazzarone entfernte sich, bog um die Ecke und
stellte sich in einem Thorwege auf die Lauer. Der
Dffizier kam bald aus dem gegenüberliegenden Hause
hervor; ehe er zehn Schritte gegangen war, steckte er
die Hand in die Tasche und fand, daß ein Tuch fort
sei. „Verzeihung, Excellenz," sagte der Lazzarone, in-
dem er hinzutrat; „ich glaube, Sie haben etwas ver-
loren?" — „Ich habe ein batistenes Taschentuch ver-
loren.“ — „Ew. Excellenz haben es nicht verloren; es
ist Ihnen gestohlen worden.“ — „Und wer hat es ge-
stohlen?" — „Was geben mir Ew. Excellenz, wenn ich
Ihnen den Dieb nachweise?" — „Ich will Dir einen
Piafter geben.“ — „Ich muß zwei haben.“ — „Du
sollst sie haben. Holla! was machst Du da?" — „Ich

stehle Ihr seidenes Taschentuch.“ — „Um mein batiste-
nes zu finden?" — „Richtig!" — „Und wo werden
sie beide sein?" — „In einer Tasche. Derjenige,
dem ich dieses Tuch gebe, ist auch im Besitz des ande-
ren. Folgen Sie mir, und beobachten Sie, was ich
thun werde.“

Der Dffizier folgte dem Lazzarone, der dem Sbir-
ren das Tuch einhändigte und wegging. Letzterer hatte
kaum seine Beute zu sich gesteckt, als der Dffizier her-
beikam und ihn beim Kragen ergriff. Der Sbirre fiel
auf die Kniee, aber der Dffizier war unerbittlich, und
er wurde in's Gefängniß abgeführt. Da er früher selbst
Lazzarone war, so merkte er sogleich, welchen Streich
man ihm gespielt hatte. Er wollte seinen Verbündeten
betrügen und war statt dessen von ihm betrogen wor-
den. Aber weit entfernt, es ihm nachzutragen, wird er
es als einen zum Handwerk gehörigen Kunstgriff be-
trachten und desto mehr Achtung für den Thäter empfin-
den. Sobald man ihn auf freien Fuß setzt, wird er
den Lazzarone auffuchen, und sie werden die besten
Freunde sein. Wenn aber dieses stattfindet, so nehme
man seine Taschen in Acht.

Mannigfaltiges.

Vampire.

Ihre Verbrechen und Bestrafungen.

Jedes Zeitalter hat seine Räthsel und Schrecken; zu denen
des lehrverlorenen gehört der Vampirismus, welcher die leicht-
gläubigen Menschen in einem ungewöhnlich hohen Grade entsetzte.
Während vernünftige Leute über die wunderbaren Geschichten,
welche man von Vampiren erzählte, lachten, haben Regenten
Beamte ausgesandt, um über den dabei stattgefundenen, schreck-
lichen Rechtsgang Erkundigungen einzuziehen. Ungarn, Polen,
Schlesien, Böhmen und Mähren waren die Lieblings-Schauplätze
ihrer Erscheinung und Thaten. Die Völker dieser Gegenden,
welche in tiefste Unwissenheit versunken waren, glaubten blind-
lings an solche Wunder. Fast in jedem Dorfe spukte ein Vam-
pir und quälte die Bewohner. Verstorbene Väter und Mütter,
welche Jahre lang im Grabe geruht, erschienen wieder in ihren
Wohnungen, klopfen an die Thüren, setzten sich stille mit zu Tisch,
aßen wenig oder nichts, nickten zuweilen einem unglücklichen Gliede
ihrer Verwandtschaft, als Zeichen seines nahen Todes zu, oder
klopfen ihm leise auf den Nacken oder sprangen ihm auf den Leib
und an die Kehle, und saugten ihm in langen Jügen Blut aus
den Adern. Im Allgemeinen jedoch war dieser höchste Grad des

Vampirismus der Schluß von diesen einzelnen Thatfachen, und in
Folge dessen wurden gewisse Männer und Frauen des Dorfes
bleich und magerten ab, blühende Mädchen in voller Gesundheit
verloren die Rosen ihrer Wangen und welkten rasch dahin; —
wenn man alsdann die Erscheinung irgend eines Verstorbenen ge-
sehen zu haben glaubte, so fiel der Verdacht auf ihn, als Ursache
des Unglücks. Alsobald wurde das Grab des Erschienenen un-
tersucht und stets ward der Leichnam frisch und wohl erhalten,
mit offenen oder halbgeöffneten Augen, röthlicher Gesichtsfarbe,
langen Haaren und Nägeln, geschmeidigen Gliedmaßen und schla-
gendem Herzen gefunden. Mehr war nicht nöthig, um den Kör-
per für einen Vampir zu halten und ihm das Verbrechen aufzu-
bürden, die Lebensströme aus all den bleichen Jünglingen und da-
hinterbenden Mädchen der Nachbarschaft gesogen zu haben. Zu-
weilen wurden noch einige gerichtliche Formen beobachtet, ehe
man die höchste Strafe über den Missethäter verhängte. Zeugen
wurden verhört, um die Thatfachen zu beweisen, der Leichnam
aus dem Grabe genommen, berührt und beschaut; war nun das
Blut in den Adern noch flüssig, die Glieder geschmeidig, das
Fleisch noch nicht von Verwesung ergriffen — so wurde das Ver-
brechen des Vampirismus als erwiesen erklärt und sofort zur
Vollziehung der Strafe geschritten; der Kopf des Verbrechers

wurde abgehauen, das Herz ausgenommen oder mit einem Pfahle durchbohrt, manchmal auch die Schläfe mit Nägeln durchschlagen, dann der Körper verbrannt und die Asche in die Winde gestreut. Das Verbrennen wurde für das untrüglichste Mittel gehalten, den Geist aus der Hülle des halsstarrigen Leichnams zu bannen. Lange galt das Durchpfählen des Herzens für besonders probat, die bösen und unsäthen Geister an das Grab zu fesseln; doch hatte es sich gar oft unwirksam gezeigt. Ein Schäfer aus Blau, bei Kadam in Böhmen, der diese Strafe erdulden mußte, lachte die Vollführer derselben aus und dankte ihnen für den Stock (Pfahl), womit er sich nun gegen die Fünde vertheidigen könne. In der folgenden Nacht erhob er sich wieder zu seinem nächtlichen Mahle und ersäzte mehr Menschen als je zuvor. Er wurde noch einmal ausgegraben, zum Dorfe hinausgeführt, aufs Neue mit Pfählen durchbohrt, wobei seiner Brust hellrothes Blut entströmte und er laut aufschrie, — und dann durch Verbrennen völlig vernichtet. Dieses Ereigniß, so wie eine Menge ähnlicher, ist in dem Werk, betitelt „*Magia Posthuma*“ von Karl Ferdinand Scherz, und dem Prinzen Karl von Lothringen, Bischof zu Olmütz, gewidmet, erzählt; dasselbe ist gedruckt zu Olmütz im Jahre 1706. Der ehrwürdige Pater Dominikaner, Augustin Calmet, Abt von Serones, führt in seiner großen Abhandlung über Geistererscheinungen und Vampire folgenden außerordentlichen Vorfall mit einem Vampir an, welcher in dem „*Gleaneur hollandois* Nro. XVIII.“ ausführlich angegeben ist.

In einem nur schwach bevölkerten Landstriche Ungarn's, nahe bei dem berühmten Tokay, und zwischen dem Flusse Theiß und Siebenbürgen, wohnt ein Volk, die Heiducken genannt, das fest an die Macht der Vampire glaubt. Gegen das Jahr 1727 wurde ein Heiducke aus Medreiga, Namens Arnold Paul, unter der Last eines Heuwagens zu Tode gedrückt. Dreißig Tage darauf starben in demselben Dorfe plötzlich vier Menschen mit allen Symptomen eines durch Vampire verursachten Todes. Das Volk, welches voll Bestürzung und Ungestüm den verbrecherischen Vampir zu entdecken wünschte, erinnerte sich, daß Arnold Paul oft erzählt, wie er in der Umgegend Cassova's, an den Grenzen von Türkisch-Serbien, von einem türkischen Vampir gequält und gewürgt worden sei. Den Grundgesetzen des Vampirismus zufolge mußte dies Arnold im Grabe in einen Vampir umwandeln; denn alle diejenigen, welche auf Erden von Vampiren leiden, werden unabänderlich selbst ausübende Vampire, wenn sie beerdigt sind. Auch hatte Arnold Paul oft behauptet, daß er vor der Ansteckung bei den Angriffen des türkischen Vampirs sich nur dadurch bewahrt, daß er Erde von dessen Grabe gegessen und sich mit dessen Blut eingerieben. Alle Vorkehrungen schienen jedoch umsonst gewesen zu sein, denn als die Bewohner Medreiga's vierzig Tage nach seinem Tode das Grab öffneten, fanden sie an ihm die unzweifelhaftesten Kennzeichen eines Erzvampirs; sein Körper war röthlich, seine Nägel waren gewachsen, und die Adern mit einer blutähnlichen Flüssigkeit angefüllt, die durch die Poren ausschwoigte und Sterbekleid und Leichentuch durchdrang. Der *hadagani* oder Amtmann des Ortes, „der sich auf Vampire verstand,“ erkannte über den Vampir Arnold die Strafe, daß sein Herz gepfählt werde, wobei er viermal heftig, ganz wie ein lebendes Wesen, aufschrie. Dann wurde das Haupt abgeschlagen und der Körper verbrannt. Ein ähnliches Verfahren wurde hierauf mit den vier Verstorbenen vorgenommen, welche man für Arnold's Opfer hielt, und nun wähten sich die Heiducken vor diesen schrecklichen Verfolgern sicher. Dennoch erschienen, wie wir lesen, fünf Jahre darauf diese todtbringenden Ungeheuer wieder. In dem Zeitraume von drei Mo-

naten starben siebzehn Personen verschiedenen Alters und Geschlechts mit all den alten Kennzeichen, — Manche ohne eine sichtbare Krankheit, Andere nach einigen Tagen des Hinfachmachtens und der Abzehrung. Unter andern war ein Mädchen mit Namen Stanoska, die Tochter des Heiducken Stotuiho, am Abende vollkommen gesund zu Bett gegangen, aber mitten in der Nacht schreiend und heftig zitternd aufgewacht, behauptend, der Sohn des Heiducken Millo, welcher vor neun Wochen gestorben, habe sie im Schlafe angefallen und mit seinen Krallen erwürgt. Millo's Sohn wurde sogleich des Vampirismus beschuldigt. Der Magistrat, die Aerzte und Chirurgen der Gemeinde erschienen an seinem Grabe und fanden seinen Körper, wie gewöhnlich, ohne Spuren der Verwesung, in einem fast lebensähnlichen Zustande; doch konnten sie sich nicht erklären, auf welche Weise er zu diesen verderblichen Eigenschaften gelangt sei. Endlich machten sie die Entdeckung, daß der Vampir Arnold Paul nicht allein die vier verstorbenen Personen, sondern auch eine Anzahl Rindvieh erwürgt habe, dessen Fleisch von Millo's Sohn und noch andern Dorfbewohnern gegessen worden war. Diese Vermuthung setzte die Heiducken in eine noch größere Bestürzung, denn nun war das Ende der Verfolgungen dieser gräßlichen Vampire gar nicht abzusehen. Man beschloß daher, die Gräber aller derer zu öffnen, welche seit dem Genus des Ochsen- und Kuhfleisches gestorben waren. Unter vierzig Leichnamen trugen siebzehn die unzweifelhaften Zeichen, Vampire zu sein, an sich. Ihre Häupter wurden eiligst abgeschlagen, die Herzen durchpfählt, die Glieder verbrannt und die Asche in die Theiß geworfen. Der Dominikaner Abt Calmet forschte diesen Thatfachen nach, und fand sie alle von den Lokalbehörden gerichtlich beurkundet und durch die Offiziere der kaiserlichen Besatzung, so wie von den Regiments-Wundärzten und den angesehensten Distrikts-Einwohnern bestätigt. Die Akten über das ganze gerichtliche Verfahren wurden im Januar 1735 an den kaiserlichen Kriegsrath in Wien geschickt, welcher eine Militärcommission zur Untersuchung der Sachlage ernannte. „*Protokolle*“ und „*gerichtliche Urkunden*“ sind gewiß sehr hochklingende Dinge; dennoch hat ein zweifelstüchtiger Tadler behauptet, daß, Sr. kaiserlichen Majestät Regiments-Wundärzte und Kriegsräthe sich vielleicht in mancher Hinsicht möchten getäuscht haben, daß, wenn man selbst einen großen Theil dessen, was sie bezeugen, als wahr annehmen wollte, der Vampirismus doch noch keine nothwendige Folge davon sei; daß Jungfrau Stanoska nichts weiter als ein kränkliches Mädchen mit schwachem Kopf und starker Einbildungskraft gewesen, welches geträumt hätte, der junge Millo sei ihr in der Nacht erschienen und habe auf eine rohere Weise, als es einem Verstorbenen gezieme, Hand an sie gelegt, daß der dadurch verursachte Schrecken ihr Fieberanfalle und in wenigen Tagen den Tod zugezogen hätte, daß, obgleich sie behauptete, ausgezogen worden zu sein, sie dennoch keine Wunde oder Spuren von einem Biß des Vampirs zeigen konnte, daß noch Niemand einen Vampir auf seiner blutlaugerischen That ertappt habe, daß nie eine purpurfarbene Doffnung an den Kehlen der Personen bemerkt worden sei, was, wie Kenner behaupten, als ein sicherer Beweis von der Umarmung eines Vampirs zu betrachten sei, und daß endlich, wenn wir bedenken, daß das frische und röthliche Fleisch nur bei höchstens einem Drittel der Ausgegrabenen bemerkt worden ist, wie diese Erhaltung leicht gewissen antiseptischen (Bäulnis abhaltenden) Eigenschaften des Bodens zuschreiben könnten, wie dies in den Abteigewölben zu Toulouse und an andern Orten der Fall sei.

Vergleichen Betrachtungen dürften aber weder die armen Ungarn und Polen, noch die Aerzte und Metaphysiker Deutschlands

und Slavoniens zufrieden gestellt haben. Die Universitäten machten mit den Namen Stanoska und Arnold Paul großen Lärm; und während die Buchläden jeden Tag neue „Cogitationes de Vampiribus,“ „Dissertationes de masticatione mortuorum“ etc. in die Welt sandten, spieen die slavonischen Kirchhöfe tagtäglich frische Blutfänger aus, um ihre Theorien nach Maßgabe zu verwirren und zu unterstützen. Ein Priester aus Warschau bestellte bei einem Sattler einen Zaum, farb aber, ehe er fertig war. Wenige Tage darauf erschien er, im priesterlichen Sterbekleide, zu Pferde, und verlangte von dem Sattler seinen Zaum. „Aber Ihr seid ja gestorben, Herr Pfarrer,“ sagte der Mann. „Du wirst bald das Gegentheil erfahren,“ antwortete der ehrwürdige Vater, ihm einen leichten Schlag versetzend. Der Priester ritt heim in sein Grab und wenige Tage darauf war der Sattler eine Leiche. — Manchmal aß das Volk Brod, welches mit Vampirblut angefeuchtet worden war, und bei dem Durchspühlen tauchte man ein weißes Handtuch in das Blut, woran dann die Umstehenden der Reihe nach saugten, um sich vor fernern Angriffen zu bewahren. Ein Kunstgriff, welcher in der Wallachei angewendet wurde, um verdächtige Vampire zu entdecken, hatte etwas eigenthümlich Wildes und Peitfisches. Das Volk pflegte einen reinen, dem Alter der Mannbarkeit sich nähernden Jüngling auf einem rabenschwarzen Rosse, an dem nicht ein weißes Fleckchen zu sehen war und das noch zu keiner Arbeit verwendet worden, rings um den verdächtigen Friedhof herum und über alle Gräber reiten zu lassen. Wenn dann das Pferd kurz anhielt, schnaubte und, trotz Peitfische und Sporen, den Fuß auf irgend ein Grab zu setzen sich weigerte, so war dies ein unfehlbares Zeichen, daß hier ein Vampir liege. Das Grab wurde alsobald von dem Volke geöffnet, und fast immer ein frischer, fleischiger Leichnam darin gefunden, der gleich einem lebenden Menschen in süßem, tiefem Schlafe zu liegen schien. Der Dominikanerabt Calmet fühlte sich durch seine unermüdelichen Forschungen über diese räthselhafte Sache ziemlich zufrieden gestellt; nur Eines blieb ihm unerklärlich: die Art und Weise, auf welche der Vampir seinem Grabe entwischte, ohne den Boden im Geringsten aufzuwühlen, und durch Thüren und Fenster kommen konnte, ohne sie zu öffnen oder zu zerbrechen. Entweder, bemerkt sehr weise der Abt, muß die Wiederbelebung dieser Körper das Werk der Gottheit, oder der Engel, oder der Seele des Verstorbenen, oder eines bösen Dämons sein. Daß die Gottheit es nicht sein kann, sieht man aus den fürchterlichen Absichten, um derenwillen die Vampire erscheinen, und wie können Engel, oder die Seele, oder der Teufel eine große Körpermasse so beleben und verfeinern, daß es ihr möglich wird, wie Wasser oder Luft durch die Erde, durch Schlüßellocher und steinerne Mauern zu dringen, selbst wenn wir ihnen die Macht zugeständen, die Leichname zum Gehen, Sprechen und Essen bringen, und ihnen ein lebendiges Aussehen geben zu können? Der einzige Fall, welchen man dem Dominikaner Calmet entgegenstellen könnte, wo ein Vampir bei seiner Auferstehung überrascht worden, ereignete sich, ehe der Bischof von Olmütz, im Anfang des letzten Jahrhunderts, die verschiedenen Vampircommissionen ernannt hatte. Als das Dorf Liebava von Vampiren beunruhigt wurde, stellte sich ein Ungar auf den Kirchturm und sah, wie gerade um Mitternacht (denn zwischen Mittag und Mitternacht ist die gewöhnliche Essenszeit dieser Ungeheuer) der wohlbekannte Vampir aus seinem Grabe stieg und, nachdem er sein Leichentuch abgeworfen, die Kunde antrat. Der Ungar stieg hinab und nahm das Tuch weg, was den Vampir bei seiner Rückkehr in die größte Wuth versetzte; der Ungar aber gab ihm zu verstehen, er möge auf den Thurm steigen und es holen. So-

bald der Vampir die Stufen erstiegen hatte, gab ihm der Ungar einen Schlag, wodurch er ihn auf den Kirchturm stürzte, stieg dann selbst hinab, und hieb ihm mit einer Art den Kopf ab, und so weder verbrannt noch gepfählt, scheint der Vampir sein Geschäft aufgegeben zu haben, denn niemals wurde wieder Etwas von ihm gehört.

Die Londoner Gräber.

Das englische Parlament, veranlaßt durch Anträge einiger Männer vom Fache, Untersuchungen über die dem Gesundheitszustand in Städten drohenden Gefahren anstellen zu lassen, hat voriges Jahr ein Comité zu diesem Behuf und namentlich zu einem Bericht über die Begräbnißstätten innerhalb London's niedergesetzt. Die Ergebnisse dieser Art sind von so schauerhafter Natur, daß wir sie nur denjenigen bieten können, deren Nerven in dem Drachenblute der Mystikensliteratur die gehörige Hornhärte erlangt haben.

Der zuerst vernommene Zeuge, Hr. Henry Feldson, Faktor in einer Eisengießerei und das Amt eines Hülfsgesichtlichen bei einer Baptisten-Gemeinde bekleidend, berichtet wie folgt über das gewöhnliche Verfahren bei den Beerdigungen auf Bunhillfields und New-Bunhillfields. — Die sogenannten öffentlichen Gräber werden, nach dem in London allgemein eingeführten Gebrauche, etwa dreißig Fuß tief gegraben, sodann die Särge, ungefähr 16 bis 18, immer einer über den anderen eingesenkt, die größeren Zwischenräume mit Kindersärgen ausgefüllt und zuletzt ein Raum von etwa 2 Fuß bis zur Oberfläche mit Erde gedämmt, worauf dann diese Stelle — aber wegen Mangels an Raum nur für ein Jahr — als besetzt angesehen wird. Zu Zeiten folgten die Särge schnell hinter einander, wie z. B. während der 1837 herrschenden Influenza, wo H. selbst an einem Nachmittage 21 Personen begrub; war dies nicht der Fall, so blieb die Grube auch wohl wochenlang offen oder mit einigen Planken bedeckt, bis die erforderliche Zahl erreicht war, und das Miasma konnte sich gehörig entwickeln und ausbreiten. Diese Art der Beerdigung ist bei der ärmeren Klasse durchgängig eingeführt und hat erst kürzlich einem Mitgliede des Unterhauses zu einer Beschwerde Veranlassung gegeben. Dasselbe mußte bei der Behufs einer gerichtlichen Untersuchung angeordneten Wiederausgrabung einer Armenleiche zugegen sein; es traf sich, daß der Sarg der fünfzehnte von oben war, und die bei der Erschütterung so vieler Särge ausströmenden Dünste mußten wohl auf die Anwesenden höchst verderblich wirken.

Bei weitem schrecklicher aber, als dieses extraordinaire Ereigniß, beschreibt H. seine eigenen täglichen Erfahrungen. „Als nach Verlauf des ersten Jahres die Gräber an einem heißen Sommertage geöffnet wurden, um neue Ankömmlinge aufzunehmen, sah man ganze Schwärme einer Art schwarzer Fliegen, die sich wahrscheinlich aus diesem pestilenzialischen Moder erzeugen, und die, vereint mit den verderblichen Ausdünstungen der Gräfte, mir und Anderen die Erfüllung der nothwendigsten Pflichten aufs höchste beschwerlich machten. Ein Todtengräber mußte nach halbständiger Arbeit in der Grube, von der Hitze und dem unerträglichem Geruche fast bewusstlos gemacht, herausgezogen werden. Mit jedem Sommer nahmen diese Plagen zu; der ganze Grund ward ein ungeheures vollgepfropftes Sarg-Magazin, da jeder Zoll breit Boden benützt werden sollte, und jene immer wachsenden Fliegen-schwärme und verärgerten Dünste machten, daß ich zuweilen wie betäubt und meiner selbst nicht mächtig nach Hause kam.“

Ein Anstreicher, John Irwin, sagt aus: „Es sind nunmehr drei Jahre, daß ich in Clements-lane, Clare-market, wohne, wo man den zu dem Kirchspiele St. Clement Danes gehörigen Begräbnißplatz von Portugal-Street überseht, und seit dieser Zeit sind wir, ich und die Meinigen, immer kränkelnd gewesen. Das Sterblichkeits-Verhältniß in dieser Gegend ist sehr bedeutend, und am häufigsten sind die Symptome von typhösem Fieber. Ich hatte einen Miether, Namens Britt, von dem blühendsten Aussehen, der mein Haus wegen seiner stillen Lage gewählt hatte, aber bald, nachdem er es bezogen, am Fieber erkrankte und starb. Seine Frau und zwei andere Hausbewohner, Mr. und Mrs. Rosamond, erlagen derselben Krankheit im Hospitale, wohin sie gebracht werden mußten. Britt aber, der in meinem Hause gestorben war, ward innerhalb zehn Fuß von der Hinterwand desselben begraben, und der Geruch aus dem eine Zeit lang offen gehaltenen Grabe war so unausstehlich, daß ich kein Fenster öffnen konnte, bis endlich ein anderer Sarg darauf gesetzt wurde. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen in der Nachbarschaft, wo sich unter Anderem ein Arbeitshaus befindet, das typhöse Fieber herrschend bleibt.“

In Hrn. Samuel Pitt's, eines Kunstschreiners, Aussage kommen noch ärgere Dinge zum Vorschein. — „Ich pflegte eine Kapelle der Baptisten-Gemeinde in Clements-lane zu besuchen, deren Kellergeschos als Begräbnißplatz benutzt wurde, und zwar so, daß die Särge ohne alle Bedeckung auf dem Boden standen und die lebende Gemeinde von der todtten nur durch leichte Dielen getrennt war, die gar manche breite Risse zeigten. Während der sieben Jahre, da ich die Kapelle besuchte, war sie in einem erbärmlichen Zustande, es herrschte ein unerträglicher Geruch, und ganz eigenthümliche, wanzenhähnliche, aber bestäubte Insekten flogen zu Hunderten umher und sezten sich dem Auditorium in die Kleider, daß man sie, heimkehrend, nicht los werden konnte. Oft bin ich mit peinlichen Kopfschmerzen nach Hause gekommen, auch geschah es nicht selten, daß mehrere Gemeinde-Mitglieder zu gleicher Zeit in Ohnmacht fielen. Die Kapelle, wie das Begräbniß, waren Eigenthum des darin fungirenden Predigers, Hrn. Powse, der also aus den Beerbigungs-Gebühren, für die Armen zwischen 8 und 15 Sh., ein Haupteinkommen zog. Es waren im Ganzen in dem eben nicht umfangreichen Gewölbe schon an 12,000 Personen begraben worden, aber wie der Raum zu beschränkt ward, mußten die früher Beerbigten Platz machen. Eine Frau, die für den in der Nähe wohnhaften Hrn. Powse die Wäsche besorgte, erzählte, es würde mit dem Holze der Särge unter dem Waschkessel geseuert; die Gebeine mochten wohl zusammengekauft werden oder fielen in einen durch den Keller gezogenen Kanal, welchen überwölben zu lassen Hr. P. erst auf Einschreiten einer Kommission genöthigt werden mußte.“

Es folgen noch viele ähnliche Berichte und Zeugnisse, durch welche dieselben Thatsachen sowohl rückfichtlich der schon genannten als mehrerer anderer Kirchhöfe bestätigt werden. Die Todtengräber Londons wissen Geschichten zu erzählen, daß einem dabei die Haare zu Berge stehen; sie gehen mit den Schädeln nicht besser um, als ihr Vorfahr in Hamlet, aber sein Räthsel würde heutzutage Keiner aus ihrer Junst errathen. Ihre Gräber liegen mitunter kaum einen Fuß tief von der Erdoberfläche entfernt, und um so leichter kommen sie dann — mit oder ohne höhere Autorisation — an die Särge. Diese müssen, nach einem förmlichen Ränderungssysteme der Kirchendiener, zuerst das Blei hergeben, womit die Fugen gelöthet werden, dann wird das Holz zu ganzen Ladungen weggeführt, um den Küstern u. zur Heizung zu dienen.

Mit den Leichnamen wird dabei echt kanibalisch umgegangen, die noch nicht verwesten werden ohne Weiteres zur Grundlage der neuen Särge gebraucht, Köpfe abgehauen, Beine umhergeworfen und so die menschlichen Ueberreste gewissermaßen zur Düngung des Bodens benutzt, dem dadurch aber verpestende, statt nährende Kräfte mitgetheilt werden. An solchen Stellen sieht man denn auch in den Sommermorgensstunden aus dem düntenschwarz aussehenden, giftgetränkten Boden Dämpfe „wie von kochendem Wasser“ emporsteigen, gewöhnlich Todesboten für die Unglücklichen, welche der billigen Miethen wegen in diesen Gegenden ihre Wohnungen zu suchen genöthigt sind. Eben so sichtbar entströmt strahlenartig das verderbliche Gas den oben erwähnten über einander geschichteten Särgen, sobald behufs der Umgrabung oder Erweiterung die Gruben geöffnet werden, und man hat Personen, die sich im Bereiche solcher Ausströmungen befanden, todt hinstürzen sehen, während Andere mit Ohnmächten oder kürzeren Krankheiten davonkamen. Manche noch weniger disponirten Arbeitern konnte es nichts anhaben, aber in ihren Kleidern trugen sie die tödtlichen Stoffe weiter, besonders in die Wirthshäuser, wo sie bald von den übrigen Gästen aufs strengste gemieden wurden.

Mit dem schwefelartigen kadaverösen Gase, in einer Flasche aufgefangen, sind auch verschiedene Versuche angestellt worden, aus denen sich ergab, daß es, wie schon ältere Thatsachen bekunden — durch die Länge der Zeit an schädlicher Wirkung keinesweges verliert und sich, einmal frei geworden, mit äußerster Schnelle überall hin verbreitet. Hierbei wird eines Faktums aus der französischen Revolution erwähnt, daß nämlich die Ausströmungen aus dem Sarge Franz des I. zu St. Denis den gräberwärmden Sansculotten bald den Tod gebracht hätten. Hr. Walker, der Physiker, welcher jene Experimente vornahm, wäre beinahe selbst ein Opfer seiner zum Wohle der Menschheit unternommenen Bemühungen geworden; das Einhauchen geringer, durch Unvorsichtigkeit aus der Flasche entwichenen Gastheilchen machte ihn auf mehrere Wochen bettlägerig. Nichtsdestoweniger hat er sich dieser so wie anderen auf denselben Gegenstand bezüglichen Untersuchungen mit dem gewissenhaftesten Eifer hingegeben und im Verein mit den Comités Mitgliedern Colonel Acton, Hrn. Ainsworth und Colonel Fox die Nothwendigkeit bald vorzunehmender energischer Aenderungs-Maßregeln auf das überzeugendste dargehan.

Bei Gelegenheit der für die Zukunft zu entwerfenden Vorschläge erwähnt der Reviewer, aus dessen Mittheilung wir die obigen Notizen entnommen, das schon vor mehreren Jahren erschienene Riesenprojekt eines Hrn. Wilson, der von vorn herein das Prinzip, die Todten unter der Erde zu begraben, verwirft, weil dabei — vorausgesetzt, daß jeder Leiche der von Sanitäts-Rücksichten verlangte Raum gewährt wird — große Strecken Landes für die Anwendung zum Nutzen und Vergnügen der Lebenden verloren gehen. Darum hat Hr. W. den Plan zu einer Grab-Pyramide entworfen, die, dem Bedürfnisse der Weltstadt für mehrere Jahrhunderte angemessen, vollkommen hinreichenden Raum für fünf Millionen Leichen enthalten und neben welcher die große Pyramide von Gizeh nicht länger ein Weltwunder heißen würde. Die Grundfläche dieses babylonischen Baues sollte nicht mehr als 18 Acres betragen, die Höhe aber die doppelte des Kreuzes von St. Paul's erreichen und das Ganze 1000 Acres unserer Kirchhöfe ersetzen. Wir haben den großartigen Plan auf dem Papiere vor uns: Quadersteine bedecken die Außenseite, und vier Riestentrepfen führen nach dem Gipfel, der noch einen Obelisk mit einem Observatorium zu tragen hat. Den Eingang zur Pyramide bildet ein hohes ägyptisches Portal, längs der Sei-

ten laufen terrassenförmige Spaziergänge, an jedem Winkel erhebt sich ein Wachtthurm, und ringsum schließt eine Mauer noch einige Morgen Landes ein, zum Theil zur Aufnahme zierlicher Grabdenkmäler, zum Theil zur Errichtung der nöthigen Gebäude, einer Kapelle, einer Registratur und Wohnungen für Oberaufseher, Wächter, Geistliche und Küster bestimmt. Die Kosten des Ganzen sind auf 2½ Million Pfd. veranschlagt, und nach einer ungefähren Berechnung würde sich dabei in einem Zeitraum von 100 Jahren für die Kommune eine Ersparnis von 12½ Millionen Pfd. ergeben.

Ein Denkmal der Thuisnela.

In Florenz befindet sich unter andern Alterthümern die Bildsäule einer Frau, welche den gesenkten Kopf auf den rechten Arm stützt, und bisher verschiedene Deutungen erhielt, gewöhnlich aber „Göttin der Trauer“ genannt wurde. Nun hat jedoch Professor Göttling aus ihren gescheiterten, auf den Rücken herabhängenden Haaren, aus dem langen Unterkleide, das einen Theil der Brust und die Arme frei läßt, und namentlich aus den Bundschuhen mit hohen Absätzen bewiesen, daß sie eine Deutsche vorstellen müsse. Hieran knüpft sich der weitere Schluß, daß sie die Gemahlin des Cheruskerfürsten Hermann sei, welche zu Rom in trauriger Gefangenschaft lebte. Es ist nichts weniger als unwahrscheinlich, daß der Kaiser Tiber ihr Bild zum Schmucke eines Triumphbogens bestimmte. Ferner hat man Ursache zu glauben, daß er ihren Sohn zur Schmach des deutschen Namens als Gladiator erziehen ließ. Nun ist aber unter den vielen noch in Abbildern vorhandenen Gladiatorenengesichtern eines, das eine große Familienähnlichkeit mit jener Deutschen und zugleich einen verwandten Zug der Trauer zeigt; daher die Annahme, daß es den unglücklichen Thumelicus, den in der Gefangenschaft geborenen Sohn Hermanns, vorstelle. Es wäre eine seltsame Fügung, wenn, während Gestalt und Antlitz des Befreiers dem schaffenden Geiste des Künstlers überlassen werden muß, gerade zur gleichen Zeit sich echte Abbildungen seiner nächsten Angehörigen vorgefunden hätten. Aber dieß wird wohl auf immer ein Gegenstand des Streites bleiben.

Romantisch.

Die Bedeutung dieses Ausdrucks hat sich seit fünfzig Jahren so weit von ihrem Ursprung entfernt, daß wir heut zu Tage von romantischen Gefühlen, romantischen Erinnerungen und Gefinnungen, ja sogar von romantischen Ausichten und romantischen Gegenden reden; nicht immer pflegen wir mit diesen Redeformen die klarsten und bestimmtesten Begriffe zu verbinden, wenigstens gewiß nicht die, welche auf dem Gebiete der Literaturgeschichte die herrschenden sind oder sein müssen, wollen wir uns nicht in einen Nebel von Unbestimmtheiten und Unrichtigkeiten verlieren, bei welchem mindestens das geschichtliche Interesse sicherlich seine Rechnung nicht finden wird. Romantisch, ganz eins und dasselbe mit romanisch, auf deutsch welsch, bezeichnet bekanntlich die Sprache der europäischen Nichtvölker — der Italiener, Franzosen, Spanier — welche aus der lateinischen Volkssprache (*lingua romana*, gegenüber der *lingua latina*) sich in den

ersten Jahrhunderten des sogenannten Mittelalters gebildet hat. Einen Roman nannten demnach die Franzosen der älteren Zeit ein Gedicht in der Volkssprache, der romanischen, gegenüber den Gedichten in lateinischer Sprache, und lange war dieser Ausdruck in Frankreich gäng und gäbe, ohne daß man daran gedacht hätte, denselben mit den Stoffen eben derselben Gedichte, die man allerdings nach Deutschland herüber verpflanzte, zu identificiren und gleichfalls mit herüber zu nehmen. Erst im 16. Jahrhundert wurden einige, oder vielmehr hauptsächlich nur eins dieser romanischen Gedichte mit seinem Namen (Roman), der eben dazu gebraucht wurde, seine welsche Abstammung zu bezeichnen, herübergebracht, der abenteuerliche phantastische Roman Amadis, welcher lange Zeit ein vorzügliches Lieblingsbuch der deutschen Lesewelt war und blieb. Seitdem bezeichnete man das Abenteuerliche und Phantastische der französischen Ritterwelt des Mittelalters, wie man dasselbe eben aus dem Amadis kennen gelernt hatte, bald das Phantastische und Abenteuerliche überhaupt mit dem Ausdruck romantisch, Prosaerzählungen voll wunderbarer Begebenheiten mit dem Namen Roman. In diesem Sinne sagt noch Wieland: „Noch einmal sattelt mir den Pappagryphen, ihr Mufen, zum Ritt ins alte romantische Land,“ um auf diese Weise die phantastische, willkürlich geschaffene, aller Zauber und Wunder volle Welt seines Oberon zu bezeichnen. Die romantische Schule der beiden Schlegel hatte es sich zur vorzüglichen Aufgabe gemacht, das Große und Tiefe der romanischen, besonders der älteren romanischen Poesie uns wieder zu vergegenwärtigen, und wurde von hier aus ganz natürlich auch auf die ältere deutsche Poesie geführt; dieß brachte aber den fast lächerlichen Mißstand hervor, nunmehr auch die deutsche Nationalpoesie der alten Zeit mit unter dem Begriffe romantisch zu befaßen, während diese zu den romantischen Stoffen und Formen fast überall in dem bestimmtesten und entschiedensten Gegensatz steht, und bald wurde das Wort romantisch gleichbedeutend mit mittelalterlich überhaupt, so daß man das Zurückgehen auf die Naturpoesie, auf die Ritter- und Minnepoesie und auf die christlich-kirchlichen Elemente des Mittelalters, welches Alles in dem Streben der Schlegel und ihrer Schule lag, unbesehen zusammen als romantisch stempelte. Dieser schreiende Mißverstand ist heut zu Tage in der Literaturgeschichte, wenn man allenfalls einige Elementarbücher ausnimmt, gänzlich beseitigt, wenn wir gleich die romantischen Gefühle und die romantischen Gegenden und Ausichten noch so bald nicht los werden dürften, und es wird bei uns unter dem Ausdruck romantische Poesie streng nichts weiter verstanden, als was nachweislich aus den Dichtungen der romanischen Völker zu uns herübergewandert ist, (eigentlich nur die Sagen von Karl dem Großen nebst einigen andern vereinzelten Dichtungen, und, wenn man will, die Gral- und Artus-sage mit Tristan und Isolde, Zwein u. s. w., welche keltischen Ursprungs, aber durch Vermittlung romanischer Dichter uns zugekommen sind). Auch die Minnepoesie ist, wenn auch mit der romanischen Troubadourpoesie äußerlich in wenigen Punkten verwandt, ihrem Wesen nach deutsch und nichts weniger als romantisch.

Wilmar.

Die Frau, wie sie sein soll.

Fischart sagt in seinem „Ehezuchtbüchlein“: „die Hauptleute des jungen Königs Cyri, welcher wider seinen Bruder Artaxerxes in Persien zog, befahlen im selbigen Zug den griechischen Kriegsheuten, die ihm zu Hilfe zugezogen waren, daß, wann der Feind im Streit mit einem Geschrei sie anfele, sie ganz stillschweigend ihn empfangen, und hinwiederum, wann die Feinde stillschweigend an sie setzten, daß sie mit einmüthigem hellem Feldgeschrei ihnen begegneten.

„Eben dieses Brauches befehlen sich auch verständige Frauen, daß sie ihren Männern, wann die aus Grimm toben und schreien, zu schweigen und einzuhalten pflegen, und hinwieder, so die Männer aus Unmuth schweigen, daß sie mit gelinder Sanftmuth und tröstlichem Gespräch sie begütigen und stillen.

„Wann er schreiet,
Sie nur schweiget,
Schweigt er dann,
Redt sie ihn an,
Ist er grimmsinnig,
Ist sie kühsinnig,
Ist er vielgrimmig,
Ist sie stillsinnig,
Ist er stillgrimmig,
Ist sie trostsinnig,
Ist er ungsinnig,
Ist sie kleinsinnig,
Tobt er aus Grimm,
So weicht sie ihm,
Ist er wüthig,
So ist sie gütig,
Mault er aus Grimm,
Redt sie ein ihm.
Er ist die Sonn,
Sie ist der Mon,
Sie ist die Nacht,
Er hat Tagsmacht.
Was nun von der Sonnen
Am Tag ist verbronnen,
Das küht die Nacht
Durch des Mons Macht.
Also wird g'stillt
Auch was ist wild;
Sonst gern geschicht,
Gleichwie man spricht:
Zween harte Stein
Mal'n nimmer klein.

Ein g'scheid' Frau laßt den Mann wohl wüthen,
Aber dafür soll sie sich hüten,
Daß sie ihn nicht lang maulen lasse,
Sondern durch kinde Weis' und Nase
Und durch holdselig freundlich G'spräch
Bei Zeiten ihm den Mund aufbrech.“

Die irische Bettlerin.

Molly Doodles, die Bettlerin, hatte eben eines Morgens den Scour durchwatet, als ein wegen seines Geizes wohlbekannter Gentleman an das Wasser kam. Es war ein ausgedorrter, hungrig aussehender Herr mit voller Börse und hartem Herzen, vom Volks- wie der „weiße Schatten“ genannt. Er ritt auf seinem halbverhungerten Köhlein in das Wasser. War nun das Thier zu schwach, um sich aufrecht zu halten, oder hatte ihm ein böser Geist einge- flüstert, es solle sich seines Herrn entledigen, — genug, nach wenigen Augenblicken kämpfte der weiße Schatten, um Hilfe schreiend, mit der gefalzenen Fluth. Will ihm niemand beistehen? rief Molly den Muschelsammlern zu. Die Männer aber lachten, ihre Lumpen schüttelnd, während die Knaben, halbnaakte Kobolde, wie aufgeschuchte Seemöven krächzten. Da warf Molly ihr Bündel weg, sprang ins Wasser, und schwamm wacker drauf los, bis sie den armen Haring herausgezogen hatte. Die andern, die dem Manne kein Mitleid gönnten, hatten indeß das Pferd auf's Trockene gebracht. — Gut Weibchen, Molly, gut Weibchen! sagte der weiße Schatten, wie er triefend und schauernd vor ihr stand: weiß Gott, wie wacker, gutmüthig und rosig sie aussieht! Damit stocherte er in der Tasche herum; die Muschelsammler drängten sich neugierig umher, zu sehen, was Molly für einen Lohn bekommen würde. Endlich zog er etwas heraus und drückte es ihr in die Hand. — Laß sehen, ist's Gold, Molly? riefen alle, ist's Gold? — Molly öffnete die Hand, es war ein alter schlechter Sirreump. — Was, ist das alles? riefen sie? — Alles, sagte Molly, den Schatten vom Kopf bis zu den Füßen musternd: alles, Jungens; und ist das nicht genug dafür, daß man so einen aus dem Wasser zieht?

Die Hyäne.

Die durchgreifende Umwälzung, die sich aller unserer geschichtlichen und wissenschaftlichen Ansichten zu bemächtigen beginnt, ist nun auch der Hyäne zu gut gekommen. Ignatius Pallme, in seinen Reisen in Kordofan, hat ihren Charakter gerettet. Er sah im Hofe eines Hauses zu Lobed eine völlig gezähmte Hyäne. Die Kinder neckten sie, rissen ihr den Fraß aus den Zähnen, und durften ihr sogar die Hand in den Rachen stecken. Wenn man im Freien speiste, so kam sie herbei und bettelte ihr Futter, gerade wie ein Hund. Man bot ihm eine ausgewachsene Hyäne mit zwei Jungen zum Kaufe an; die Jungen wurden frei wie Lämmer auf dem Arm getragen, und die Alte war von einem einzigen Manne zwölf Meilen weit hergeführt worden, bloß mit einem Strick ums Maul, wie man auch dem Hunde nach Umständen einen Maulkorb anzulegen für gut befindet. Die dortigen Afrikaner rechnen die Hyäne nicht einmal unter ihre wilden Thiere. —

Also schon wieder neuer Boden für die Civilisation gewonnen.

Sternschnuppen = Zeus.

Ein Franzose, Coulvier Gravier, hat sich auf die Beobachtung der Sternschnuppen, ihrer Farbe, Zahl und Richtung, gelegt, und erscheint jeden Morgen bei Arago auf dem Observatorium, um ihm in Folge seiner Nachtbeobachtungen das Wetter für den Tag vorherzusagen.

Landesbibliothek
Karlsruhe